

# Geburt des lebenden Museums

**EIGENINITIATIVE** In Schaffhausen fehlen Angebote für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Vier Betroffene nehmen die Sache selber in die Hand.

## Kevin Brühlmann

Bei ihrem letzten Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik sass Fabienne Spiller vor einer Werkbank und wartete auf ihre Therapeutin. Plötzlich bog Angie Müller um die Ecke. Sie kannten sich von den Ateliers in der Kammgarn West, der Zwischennutzung in der ehemaligen Fabrik in Schaffhausen. Fabienne Spiller arbeitet mit Fotografie, Angie Müller ist Theaterschauspielerin. Bis zu diesem Moment hatten sie nichts von ihren Erkrankungen gewusst, und sie umarmten sich und erzählten sich ihre Geschichten.

Nach der Zeit in der Klinik blieben sie in Kontakt. Sie machten Kunst, besuchten Selbsthilfegruppen, gingen zur Therapie, aber irgendetwas fehlte ihnen. «Die Lage ist recht prekär in Schaffhausen», sagt Fabienne Spiller. Sie hat sich an den Tisch einer kleinen Küche in einem Arm der Kammgarn West gesetzt.

In Schaffhausen gibt es zu wenig Therapeutinnen und Therapeuten. Und laut der Stiftung Pro Mente Sana einen weiteren «gravierenden Mangel»: kaum leicht zugängliche Angebote für Menschen, die in eine Krise geraten, wie zum Beispiel Krisenzentren, betreutes Wohnen oder mobile Betreuungsteams – alles Angebote, die kurzfristig für ein paar Tage genutzt werden können (siehe auch AZ vom 26. Januar 2023). Und wer in Beschäftigungswerkstätten arbeiten will, benötigt meistens eine Invalidenrente.

Neben Fabienne Spiller hat Roman Müntener, studierter Computerwissenschaftler und Musiker, am Küchentisch Platz genommen. Vor einigen Jahren erlitt er einen Nervenzusammenbruch, verlor zeitweise die Fähigkeit zu sprechen und zu lesen. Auch er kam in eine Klinik. Später lernte er in einer Beschäftigungswerkstatt Fabienne Spiller kennen. «Aus persönlicher Erfahrung», sagt Roman Müntener, «weiss ich: Vom Zeitpunkt an, wo du merkst, es geht nicht mehr, du kannst nicht mehr arbeiten, dauert es lange, bis die IV entschieden hat, ob du eine Rente bekommst. Zwei, drei Jahre. In dieser Zeit fällst du in ein Loch.»

Und noch etwas, sagt er: «Wenn du in eine Klinik kommst, wirst du aus deinem Umfeld gerissen, aber dein Leben spielt sich ja draussen ab, und du musst draussen klarkommen.»

Neben Fabienne Spiller, Angie Müller und Roman Müntener kam auch die Kunst- und Gestaltungstherapeutin Katja Scheffer zum Schluss, dass etwas Neues her müsse

«Das Schweigen, das Verstecken irritierte mich, und eine Wut staute sich an».

Fabienne Spiller

(Müller und Scheffer konnten beim Gesprächstermin mit der AZ nicht dabei sein). Und so gründeten sie ihr eigenes Projekt: ein Living Museum.

## «Die Identität verändern»

Die Idee des Living Museum, des lebenden Museums, stammt von zwei Männern: vom polnischen Künstler Bolek Greczynski und seinem Freund Janos Marton, einem Psychologen aus Ungarn, der am Creedmoor State Hospital in Queens, New York, arbeitete. 1983 bauten sie einen verlassenen Flügel des Spitals zu einer Halle für Kunst um. Die Kunst schufen die Patientinnen selber und stellten sie auch gleich aus.

Bolek Greczynski starb 1995. Im Nachruf in der New York Times war zu lesen, dass Greczynski seine Kunst oft zusammen mit seinen Patienten ausstellte, die einzelnen Werke aber nie verkaufte, denn er war gegen jegliche Art von Sammlern. Bis zu seinem Tod hatten ungefähr 50000 Menschen das Museum besucht.

Janos Marton führt das Museum bis heute. Er ist der einzige Betreuer. Die über 100 Patientinnen und Patienten verwalten den Betrieb selbst. «Was hilft, und was wir tun», erklärt Marton in einem Video, «ist, die Identität zu verändern. Du denkst von dir in erster Linie nicht als psychisch kranker Patient, sondern als verrückter Künstler.» Ausserdem sei das grosse Problem bei psychischen Erkrankungen, dass die Leute zu viel Zeit zur Verfügung hätten, und dann würden sie herumsitzen, fernsehen, sich langweilen, Drogen nehmen und alle möglichen verrückten Dinge tun – aber sei man einmal eine Künstlerin, sei Zeit genau das, was man brauche.

«Die moderne Psychiatrie behandelt psychische Krankheiten, als handle es sich um ein gebrochenes Bein», sagt Marton. «Sie reparieren dich, sie stabilisieren dich, und dann sagen sie: Goodbye. Aber das ist nicht realistisch.»

Um das erste Living Museum entstand eine internationale Bewegung, und in der Bewegung bezeichnet man die Idee des Living Museums als «vierte Revolution in der Psychiatrie». Die erste Revolution begann, als der französische Psychiater Philippe Pinel Ende des 18. Jahrhunderts die Patienten von den Ketten befreite. Die zweite Revolution kam mit Sigmund Freuds und C. G. Jungs Psychoanalyse (also die Erkenntnis, wie bedeutend unbewusste Vorgänge in der Psyche sind). Die dritte Revolution startete mit der Einführung von Psychopharmaka Ende der 1950er-Jahre.

## Distanz durch Kunst

Zwanzig Jahre danach entstand das erste Living Museum in der Schweiz, in Wil, St. Gallen. Es ist an eine Psychiatrie angegliedert. Etwa 150 Menschen besuchen es täglich. In Ateliers malen sie, machen Musik, arbeiten mit Glas oder Ton oder in einer Schneiderei und treffen sich in einem Café. Aus dem Museum ist bereits ein Performance-Kollektiv und eine Band entstanden.

Im Februar 2022, kurz nach ihrem Klinikaufenthalt, schaute Fabienne Spiller zum ersten Mal dort vorbei. «Es war eine Offenbarung für mich», sagt sie. Sie dachte: Genau das ist es, was in Schaffhausen fehlt.

Noch ist das Living Museum in Schaffhausen eine Idee. Zurzeit sucht das Team nach einem Raum. Eine Stiftung hat sich bereit erklärt, ein auf drei Jahre befristetes Pilotprojekt zu finanzieren. Geplant sind ein bis zwei geschlossene Atelierplätze, wo man in Ruhe arbeiten kann, und ein offener Raum mit ungefähr fünfzehn Plätzen, von denen einige fix und andere temporär von Teilnehmenden benutzt werden. Ausserdem sollen ein bis zwei Therapeuten und eine Projektleiterin angestellt werden. Im Herbst 2023 soll es losgehen.

Fabienne Spiller leidet an einer psychischen Erkrankung, die in Phasen auftritt. In schweren Phasen würde es ihr helfen, sich für ein paar Tage in einen sicheren Raum zurückzuziehen. Ausserdem gelinge es ihr dank der Kunst, eine Distanz zu ihren Emotionen und den krankheitsbedingten, selbstzerstörerischen Verhaltensweisen zu schaffen. «Ein Beispiel», erzählt Spiller. «In einer meiner Fotoserien beschäftigte ich mich mit Penetranzen, wie ich sie nenne: Dinge, die immer wiederkehren, wie eine Fliege, die man nicht los wird, bis man wütend wird, verzweifelt, die Kontrolle verliert. Eine meiner Penetranzen war körperlicher Schmerz. Ich fügte mir Schmerzen

zu. Das bildete ich, zum Teil etwas abstrahiert, auf den Fotografien ab. Als sie ausgestellt wurden, fühlte es sich so an, als werde der Schmerz aufgeteilt, und ich bekam eine gewisse Distanz. Das Leiden entfernte sich von mir.»

«Als es mir richtig schlecht ging, half mir eine Tagesstruktur in einem Atelier sehr, denn ich kämpfte auch lange mit Einsamkeit», sagt Roman Müntener.

Das Museum richtet sich an alle mit einer psychischen Erkrankung, die keine intensive Betreuung benötigen. Niemand soll ausgeschlossen werden.

### Attacke auf Stigma

Und dann sind da noch all die Vorurteile, die psychisch Kranken entgegenschlagen. Und das Schweigen, das aus einer Scham darüber entsteht, und das psychische Leiden verstärkt. Jede sechste Person in der Schweiz leidet an einer psychischen Erkrankung, von Depressionen bis zu Ess- und Angststörungen. Aber darüber wird kaum offen geredet.

Fabienne Spiller erzählt von ihrer Selbsthilfegruppe. Von den insgesamt sechs Teilnehmenden sei sie die einzige gewesen, die offen über ihre Erkrankung geredet habe, mit ihrem Chef bei der Arbeit, mit Freundinnen und Familie, alle anderen hätten aus Angst oder Scham geschwiegen.

«Das Bewusstsein fehlt, dass jeder von psychischen Erkrankungen getroffen werden kann», sagt Roman Müntener. «Eines Tages schlägt es zu, und dann gibt man den Betroffenen auch noch Schuld daran.»

«Das Schweigen, das Verstecken irritierte mich, und eine Wut staute sich an», sagt Fabienne Spiller. «Also begann ich, bei harmlosen Smalltalkfragen wie ‚Wie gehts?‘ faden gerade von meiner Erkrankung zu erzählen. Ich sagte: Ich bin in einer Klinik. Ich sagte: Mir geht es absolut mies. Ich sagte: Ich komme überhaupt nicht klar. Manche fühlten sich irgendwie angegriffen, aber sehr oft ergaben sich schöne Gespräche, die mir wiederum halfen.»

Das Living Museum als sichtbare, mitten in der Gesellschaft verankerte Institution – mit dem geplanten Café, mit den Ausstellungen und öffentlichen Vorträgen – ist auch eine Attacke auf dieses Stigma.

«Das ist tatsächlich ein bisschen wie eine Revolution», sagt Roman Müntener.

---

*An den Schaffhauser Kulturtagen vom 15. bis zum 18. Juni wird im Stadttheater ein temporäres Living Museum eingerichtet mit Ausstellungen, Ateliers, Café und Ruhezonen. Mehr Infos unter: [www.kulturtagesh.ch/programm](http://www.kulturtagesh.ch/programm)*



Von links nach rechts: Katja Scheffer, Fabienne Spiller und Roman Müntener.